

---

---

---

Manfred Winkler · Hans Bergel

# Wir setzen das Gespräch fort ...

---

Briefwechsel eines Juden aus der Bukowina  
mit einem Deutschen aus Siebenbürgen

**T** Frank & Timme

---

---

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Manfred Winkler · Hans Bergel Wir setzen das Gespräch fort ...



Manfred Winkler · Hans Bergel

## Wir setzen das Gespräch fort ...

Briefwechsel eines Juden aus der Bukowina  
mit einem Deutschen aus Siebenbürgen

Herausgegeben und mit einem Nachwort von  
Renate Windisch-Middendorf

*Manfred Winkler      Hans Bergel*

**F**Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

ISBN 978-3-86596-381-9

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur  
Berlin 2012. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-  
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in  
elektronischen Systemen.

Editorische Notiz:

Die Orthographie der Briefe wurde an gegenwärtige Standards angepasst.  
Rechtschreibfehler wurden stillschweigend korrigiert.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig.

Printed in Germany.

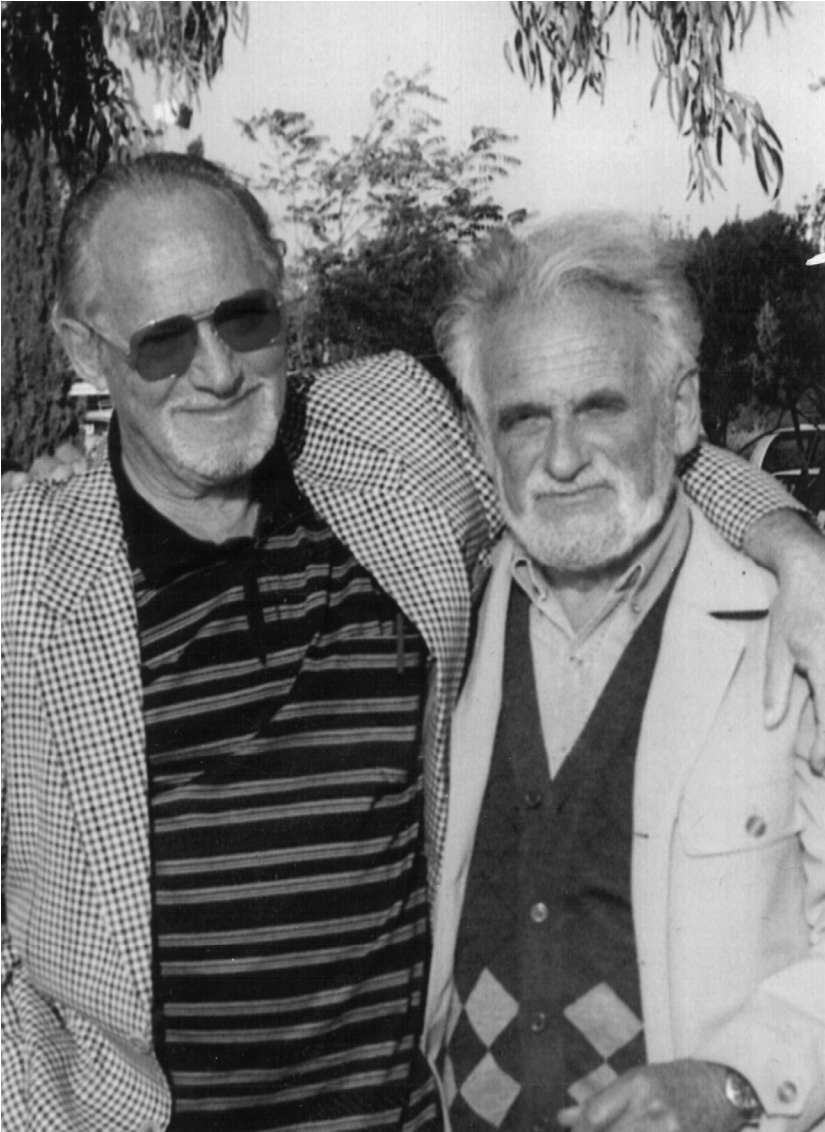
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

[www.frank-timme.de](http://www.frank-timme.de)

## Inhalt

<b>Einführung .....</b>	<b>9</b>
<b>Briefe 1994–2010.....</b>	<b>11</b>
<b>Anhang.....</b>	<b>303</b>
Nachwort.....	305
Über die Autoren .....	318
Bibliographie .....	322
Über die Herausgeberin .....	325
Anmerkungen .....	327





Hans Bergel und Manfred Winkler. Jerusalem 1997.





# Einführung

Im Jahr 1956 standen sich in einem Bukarester Hotel zwei Männer gegenüber, die bis dahin nur ihre Namen voneinander kannten: der 1922 als Sohn eines jüdischen Rechtsanwalts in der Bukowina geborene Manfred Winkler und der 1925 als Sohn eines deutschen Lehrers und späteren Kreisschulrats in Siebenbürgen geborene Hans Bergel. Die beiden waren Gäste eines Schriftsteller-Treffens; binnen weniger Minuten ergab sich eine Freundschaft, die ein Leben lang dauern sollte. Der aus Temeswar in die Hauptstadt angereiste Bukowiner Jude Winkler und der aus Kronstadt angereiste siebenbürgische Deutsche Bergel trennten sich nach Beendigung des Treffens, ohne zu ahnen, dass die Trennung achtunddreißig Jahre dauern würde: Anfang 1959 traf Winkler nach der Emigration aus Rumänien in Israel ein, kurz danach wurde Bergel in Rumänien aus politischen Gründen verhaftet und zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Die mühseligen Jahre des Beginns im „Land der Väter Eretz Israel“, dessen Sprache Winkler nicht beherrschte, fielen zeitlich zusammen mit der Odyssee Bergels durch Kerker und Lager im Gulag des kommunistischen Balkanlandes. Als um die Mitte der 1960er Jahre der von Israels Kulturminister ausgezeichnete Lyriker Manfred Winkler die Leitung des Theodor-Herzl-Archivs in Jerusalem übernahm, wurde der ehemals preisgekrönte Erzähler Hans Bergel in Rumänien im Gefolge eines allgemeinen Begnadigungsaktes aus der Haft entlassen. Und als in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre Winklers Ansuchen um Aufnahme in den Israelischen Autorenverband stattgegeben wurde, erteilten die Bukarester Behörden Bergel die Genehmigung zur Ausreise aus dem Land.

Durch berufliche und andere Umstände bedingt, dachte zunächst weder der in Jerusalem noch der in München Lebende an die Wiederaufnahme der in Bukarest geknüpften Beziehung. Wie intensiv die ehemals hergestellte Verbindung jedoch war, zeigte sich 1994, als Bergel zufällig eine Folge des Periodikums *Die Stimme. Zeitung der deutschsprachigen Juden in Israel* in die Hand fiel und ihn veranlasste, sich an den Herausgeber Josef Rudel mit der Frage nach Winklers Verbleib zu wenden. Dessen Antwort leitete einen Briefwechsel zwischen dem Bukowiner und dem Siebenbürger ein, der bis heute

nicht abriss; er hat nach Menge, Informationsgehalt und Partnerschaft Einmaligkeitscharakter in der Literatur aus Südosteuropa stammender deutschsprachiger Autoren.

Fragen der Literatur stehen dabei im Vordergrund. Durch Familienschicksal und persönlichen Lebensverlauf zum politischen Beobachten und Denken erzogen, tauschten die beiden Schriftsteller auf konkrete ebenso wie auf allgemeine Situationen bezogene Gedanken aus. Zudem bilden wechselseitige Begutachtung der Veröffentlichungen, Anmerkungen zu Zeiterscheinungen in Kunst und Literatur, Mitteilungen aus dem privaten Bereich u. a. m. den Inhalt der Briefe, von denen dieser Band eine Auswahl vorstellt.

So gegensätzlich die beiden Persönlichkeiten in vielerlei Hinsicht sind, ihre gesamte Korrespondenz ist geprägt vom Gefühl tief empfundener Freundschaft und Geistesverwandtschaft. Nicht zuletzt darin liegt das Besondere des Briefwechsels zwischen dem Juden Manfred Winkler und dem Deutschen Hans Bergel.

*Der Verlag*



Manfred Winkler.  
Kohlezeichnung von Leonid  
Balaclav, 1992.



Hans Bergel. Kohlezeichnung  
von Friedrich von Bömches,  
1992.

Sieber-Ross,

Café David, Jerusalem

5. Mai 1994

Dein Schreiben hat mir große Freude bereitet! Mehr als ein halbes Menschenleben seit unserer ersten – und einzigen – Begegnung! Sie war vermutlich wesentlich. Auch ich vergaß sie nicht. Ich erinnere mich an einen Briefwechsel zwischen uns, zweite Hälfte der 1950er Jahre, besonders an einen ausführlichen Brief, den ich Dir zu Fragen der Literatur, ihrer Aufgabe, über Leben und Menschen schrieb – in der Fortsetzung unseres Bukarester Gesprächs über Camus, über dessen von Gide angeregte „beherrschte Romantik“ und vor allem über *La Peste*. Erinnerst Du Dich?

Vor etwa zwei Wochen erreichte mich ein etwas konfuse Anruf des Herausgebers der Zeitung *Stimme*, Rudel, den ich gut kenne. Einige Tage darauf schickte er mir den Brief, den Du ihm mit der Frage nach mir schriebst. Impulsiv begann ich mit der Antwort, beendete sie aber nicht, ich wollte eine Überschneidung mit Deinem Brief vermeiden. Der liegt nun vor mir. Es ist ein grauer und kühler Tag, wie selten um diese Jahreszeit. Ich versuche, den Faden über die Jahrzehnte hinweg wieder aufzunehmen:

Ende Dezember 1958 verließ ich Rumänien in Richtung Israel. Schon damals, meine ich mich zu entsinnen, erreichten mich Gerüchte von der Bedrohung, die über Dir schwebte. Anfang Januar 1959 traf ich in Israel ein – für einen Analphabeten im Alter von 37 Jahren ein Sprung ins Ungewisse. Das war der Beginn einer zwar sehr harten, doch reichen Zeit. Ich meine das nicht im materiellen Sinne.

Das erste halbe Jahr lebte ich in einem Kibbutz, wohin mich unbekannt Verwandte eingeladen hatten. Danach fünf Monate Intensiv-Sprachkurs in Jerusalem – einer Stadt, die mich auf Anhieb für sich gewann. Das Glück war mir hold, wie die Menschen vor hundert Jahren gesagt haben würden. Denn ich verliebte mich zugleich in den Klang der neuen-uralten Sprache. So kam es, dass ich bereits im ersten Jahr meines Hierseins Gedichte auf Hebräisch zu schreiben anfang, sie gelangten an die Öffentlichkeit.

Im November desselben Jahres begann ich mit dem Studium der hebräischen und jiddischen Literatur an der Jerusalemer Universität – Hebräisch als Hauptfach. Zwei Sprachen und Literaturen, die mir so gut wie unbekannt waren. Jiddisch verstand ich wohl, sprach es mangelhaft, lesen konnte ich es

nicht. Mein Auskommen verdiente ich als Werkstudent in der Universitätsbibliothek. Damit begann eine intensive und verrückte Lebensphase. Meine Veröffentlichungen mehrten sich. 1965 erschien der erste selbständige Lyrikband, er war innerhalb von sechs Wochen vergriffen. Im Alter von vierzig Jahren wurde ich zu einer Art Wunderkind der hebräischen Dichtung.

Trotz der fast unsäglichen Schwierigkeiten waren es die glücklichsten Jahre meines Lebens. Nicht allein das Gefühl der Freiheit beherrschte mich, sondern auch die Gewissheit, endlich im eigenen Land Boden unter den Füßen zu haben. Ich war ununterbrochen inspiriert. Die inneren und äußeren Spannungen wirkten befruchtend auf mich. Die Dynamik, die das Land beseelte und vorantrieb, machte mich besessen. Was ich damals aus den inneren Wirbeln heraus, die in mir tobten, niederschrieb, war nur ein kleiner Teil der dichterrisch erlebten Welt – das meiste davon ging verloren, ohne dass ich es bedauere. Ich ging verschwenderisch um mit allem. –

So viel kurz über meine Anfänge in Israel.

Nun der Sprung über fast 40 Jahre hinweg – wir, unsere Jahrgänge, sind solche Sprünge durch ein „begnadetes“ Zeitalter gewohnt. Es fragte uns niemand.

Im Laufe der Jahre veröffentlichte ich vier hebräische Gedichtbände, sehr viel erschien in Periodika, zwei Bände auf Englisch in den USA. Zudem übersetzte ich viel, eine Arbeit, der auch heute noch meine Aufmerksamkeit gilt. Es gibt z. B. einen Celan-Sammelband (ich übertrug Celan aus dem Deutschen ins Hebräische), eine Übersetzung des lyrischen Dramas *Der junge David* von Richard Beer-Hofmann, einige der Briefe Franz Rosenzweigs, ich übersetzte Soma Morgensterns *Die Blutsäule. Zeichen und Wunder am Sereth* 1976 und vieles andere. Ich übersetze aus dem Deutschen ins Hebräische und umgekehrt, dazu in die beiden Sprachen aus dem Russischen, Jiddischen, Rumänischen. Während all dieser Zeit schrieb ich weiter auf Deutsch – mit Unterbrechungen in sehr ausgefüllten Zeitabschnitten. Meine Liebe zur deutschen Sprache und Literatur litt nicht durch den Wechsel zum Hebräischen, ich glaube eher, dass sie bereichert wurde. Es ist eine Liebe ähnlich der zu zwei Frauen, man weiß nicht genau, welche stärker ist. Man weiß es nicht und sollte es auch nicht wissen.

Wir haben in Jerusalem einen deutschen Literaturkreis, „Lyris“, der schon einige Jahrbücher herausbrachte. Ihr Niveau kann sich meines Erachtens sehen lassen: Sie sind zeitangemessen, wenn auch nicht im Geist – oder Ungeist – der

diversen Moden, Experimente, Nachahmungen heutiger Lyrik: Sie haben viel Abstand ...

Dies, lieber Hans, als Skizze der 38 vergangenen Jahre, die uns trennten – und dennoch nicht. Wie sind eine solche Zeitspanne und vermutlich, nein, mit Sicherheit sehr unterschiedlich verlaufene Lebensjahre überbrückbar? Sind sie es? Lassen wir es auf uns zukommen. Ich erwarte Deine Antwort.

Im Juni wird einer meiner engsten Freunde – ich habe einige davon, was nicht wenig bedeutet – mit Lesungen in Deutschland sein: Elazar Benyoetz. Zwei Bände bei Hanser, *Treffpunkt – Scheideweg, Vielleicht – Vielschwer*. Dies Jahr erscheint der dritte. Außerdem weitere Bücher in anderen Verlagen. Im Gegensatz zu mir kommt er – 1937 in Wien mit hebräischer Muttersprache geboren – vom Hebräischen zum Deutschen. Die *FAZ* titelte über ihn: „Kostbares Deutsch aus Israel.“ Elazar wird Dich anrufen. Ob er auch nach München kommt, weiß ich nicht.

Vielleicht interessiert Dich Israel. Solltest Du daran denken zu kommen, steht Dir mein Studio zur Verfügung – eine kleine Wohnung in einem alten jemenitischen Haus im Zentrum Jerusalems, das *Herz der Stadt* genannt. Du bist – natürlich mit Frau – herzlich eingeladen und wärest nicht der Erste aus Deutschland, der dort logiert. Der günstigste Zeitpunkt: Herbst – im Oktober oder November, aus klimatischen Gründen. Wir wohnen in den Judäischen Bergen, 25 Kilometer westlich von Jerusalem. Komm – vielleicht unterhalten wir uns wieder über Camus, wie einst, Du sprachst damals von Camus' Humanitas und argumentierdest mit entsprechenden Passagen aus dem Roman *Die Pest*, die Du zu meiner Verwunderung auswendig zitiertest.

Mit herzlichen Grüßen,



2



Gröbenzell  
11. Mai 1994

zwar auf dem Sprung eine längere Reise anzutreten und mit den Vorbereitungen beschäftigt, haben mich Erhalt und Lektüre Deines Briefs so gefreut, dass es mich drängt, Dir sofort zu danken. Nicht allein für den ausführlichen wie ungewöhnlichen Inhalt, sondern auch für die Freundschaftlichkeit der Mittei-

lungen. Ich weiß jetzt im Großen und Ganzen, wer Manfred Winkler ist, und entspreche Deinem Wunsch nach Gegenleistung – Du sollst ebenso wissen, wer Hans Bergel heute ist:

Deine Ankunft Anfang 1959 in Israel fiel etwa in die Zeit meiner dritten Verhaftung; fünf Schriftsteller, wurden wir im September 1959 in einem Gruppenprozess zu insgesamt 95 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, Motiv: verbrecherische Unterwühlung der sozialistischen Gesellschaftsordnung durch Agitation. In meinem Fall ging es um einen Satz in einer 1957 in Bukarest veröffentlichten Novelle historischen Inhalts, in der ich einen Vaganten zum Fürsten sagen lasse: „Ich bin keine Hure, meine Kunst ist es erst recht nicht.“ Interpretation vor Gericht: Der Vagant – das bin ich. Der Fürst – das ist die kommunistische Macht. Die Weigerung des Vaganten, ein Loblied auf den Fürsten zu singen – das ist meine Weigerung, ein Loblied auf den Kommunismus zu singen.<sup>1</sup> Dem hatte ich nichts hinzuzufügen. Als wir 1968 offiziell rehabilitiert wurden, lebte ich seit Monaten in München. Nicht zuletzt die lange Trennung von meiner Familie – Frau und drei Kinder, die 1965 auf mein Drängen aus Rumänien ausgewandert waren – führte 1972 zur Ehescheidung.

Es herrschte für mich als Buchautor und Journalist kein gutes politisches und literarisches Klima in Deutschland. Die westlichen Länder hofierten Ceaușescu<sup>2</sup>, den sie für ein Phänomen des Widerstands gegen Moskau hielten. Ob ich dieser Illusion bei Verlagen, Rundfunk- oder Zeitungsredaktionen meine bessere, weil konkrete Information entgegenhielt oder auf andere Weise öffentlich die Ceaușescu-Euphorie der Westeuropäer für unrealistisch erklärte – ich wurde besserwisserisch als Störenfried angegriffen. Die Deutschen wollten es – wieder einmal – besser wissen. Das nahm solche Ausmaße an, dass ich, wären die Kinder nicht gewesen, die Ausreise nach Kanada oder in die USA angestrebt hätte. Nicht weil ich Kanadier oder US-Amerikaner für politisch klüger hielt, sondern weil ich mich in Europa, mit dem ich mich identifizierte, nicht mehr daheim fühlte. Meine Ernüchterung war (...) endgültig. Mehr darüber hier nicht. Seither beruhigten sich die Dinge – mit dem Fazit, dass mich die Geschichte bestätigte –, doch erhielt mein Vertrauen zur politischen Klugheit der Europäer einen Knacks. Daher erklärt es sich vielleicht, dass ich viel reise; im Unterschied zu Dir wurde ich nach der Emigration im Land meiner Sehnsucht nicht heimisch. In der Regel reise ich allein. Unkonventionell, mitunter abenteuerlich. Afrika, Amerika, Neuseeland, Australien, Skandinavien. Dabei habe ich schöne Zeiten, lerne verträgliche Menschen kennen unter kanadischen Fischern, südafrikanischen Hereros, in

Wellington, Kitchener oder sonstwo. Ich bin mir des Umstands bewusst, dass ich als ein Heimatloser unterwegs bin (der Heimat sucht?). Doch hat das weder eine dramatische noch eine tragische Komponente. Ein vor etwa zwei Jahren veröffentlichtes Interview mit mir trägt den Titel ... *dass ich in der Welt zu Hause bin*.<sup>3</sup> So ist es.

Die Begegnung mit schlecht behandelten ethnischen Minderheiten fast überall, wo ich in der Welt hinkam, blieb für mich, einen human wie sozial Motivierten mit Empfindlichkeiten gegen Bevormundung, nicht ohne Folgen. Eine davon war mein wachsendes Engagement für die in der historischen Liquidierung befindliche Gruppe der Siebenbürger Sachsen<sup>4</sup>, deren einer ich bin. Dass Ceaușescu in ihnen nichts weiter als ein Tauschobjekt gegen Dollar und harte Deutsche Mark sah, betraf mich persönlich: es beleidigte meinen Stolz. Ich führte publizistisch während der Jahre 1972 bis 1986/87 einen so erfolgreichen „Krieg“ gegen die rote chauvinistische Bukarester Regierung, dass ich – wie mir zugesteckt wurde – auf die Abschussliste der Securitate kam. Aber ich erreichte im publizistischen Alleingang eine Vervielfachung der Ausiedlerquote emigrationswilliger Landsleute aus dem Kommunistenstaat. Natürlich halfen mir dabei deutsche Politiker und Unterhändler von Rang.<sup>5</sup>

Das alles hatte seine Auswirkung auf meine literarische Produktion. In einem 1977 veröffentlichten Roman, *Der Tanz in Ketten*<sup>6</sup>, behandle ich das Vierteljahrhundert Kommunismus in Rumänien, das mein Leben war; der Roman wird soeben ins Rumänische übersetzt<sup>7</sup>. Er gilt auch der dortigen Literaturrezeption als das erste belletristische Buch, das den Bukarester Totalitarismus dekuviert. Meine menschenrechtliche Studie<sup>8</sup> – obgleich nur 30 Buchseiten – ließ sich Ceaușescu, nervös, zur persönlichen Unterrichtung übersetzen. Manchmal kann, wie Du siehst, ein Schriftsteller einen Mächtigen zum Schwitzen bringen. Ob es etwas fruchtet? Ich weiß es nicht.

Freilich beschäftige ich mich viel lieber mit Themen der Kunst- und Kulturgeschichte, der Geschichtsphilosophie und Kulturmorphologie. Oder schreibe erzählende Prosa. Unter den 25 Büchern, die ich bisher veröffentlichte, sind drei Künstlermonographien, drei Bände Erzählungen und vier Essay-Bände. (Ich zähle sie auf: *Johannes Schreiber. Aquarelle*, 1981; *Heinrich Schunn. Ein Maler, sein Werk, seine Zeit*, 1983; *Kammermusik in Bronze und Stein. Der Bildhauer Hans Guggenberger*, 1994. – *Die Rennfuchse*, 1969; *Im Feuerkreis*, 1972; ... *und Weihnacht ist überall*, 1983. – *Gestalten und Gewalten*, 1982, *Der Tod des Hirten oder Die frühen Lehrjahre*, 1985; *Das Motiv der Freiheit. Glanz und Elend der Südostdeutschen*, 1989; *Zuwendung und Beunruhigung. Anmer-*



kungen eines Unbequemen, 1994.) Es ist immer wieder der Südosten, der mich fasziniert. So schrieb ich vor Kurzem für den Bayerischen Rundfunk eine dreiteilige Sendung mit dem Titel *Von der Einheit und Zerrissenheit des europäischen Südostens. Versuch der Aufschlüsselung eines Raumes und seiner Völker*; die Sendung wird im Juni d. J. ausgestrahlt.<sup>9</sup> Wie ich überhaupt in den zurückliegenden Jahren viel für den Rundfunk schrieb. Ein Medium, das mir liegt. Seit drei Jahren arbeite ich an einem umfangreichen Romanwerk in drei Bänden. Band I ist fast abgeschlossen. Es wird eine in menschlichen Schicksalen erzählte Geschichte des 20. Jahrhunderts – des Jahrhunderts der Raubtiere. Da ich historisch exakt verfare, lese ich viel Sekundärliteratur, was Informationsgewinn bringt und ergo Spaß macht. Bis 1995 will ich die Arbeit an Band I fertig haben, quasi zu meinem 70. Geburtstag.<sup>10</sup>

Vor fünf Jahren heiratete ich zum zweiten Mal. Meine Frau, Elke, ist Norddeutsche aus Glücksburg, nördlicher geht's nicht. Sie besitzt am westlichen Rand Münchens eine Apotheke. Um näher an der Apotheke zu sein, kauften wir vor zwei Jahren einen Bungalow in Gröbenzell, einem 16.000-Einwohner-Ort unmittelbar an Münchens Peripherie. Ich bin hier froh, denn es ist still – und ich habe die lauten und bewegten, allzu bewegten Jahre hinter mir. Ringsum altes, bewachsenes Moorland, durch das ich gerne wandere.

Zu meinen Reisewünschen und -zielen gehört seit Jahren Israel. Mein Bruder Erich<sup>11</sup>, als Dirigent seit Langem immer wieder in Jerusalem und Tel Aviv – in Jerusalem von Golda Meir öffentlich ausgezeichnet –, nennt Israel in Gesprächen „das Land mit der abgründigsten Anziehungskraft“. Er wird es wissen; sein Lebensbereich erstreckt sich von Tokio bis New York, von Paris und Rom bis Berlin, Madrid und eben Israel. Ich fuhr ihm durch die halbe Welt zu Konzerten nach. Unsere Unternehmungen in Afrika u. a. O. sind literaturreif. Ich weiß nicht, wieso ich in all den Jahren nicht auch in Israel war – das ist eigenartig, fällt mir jetzt auf.

Ich verstehe Dich gut, wenn Du schreibst, dass Dich der Kontakt mit Israel, mit dem Hebräischen ununterbrochen inspirierte. Wobei sicher die Vielschichtigkeit des Kontaktes zur besonderen Antriebskraft wurde oder beitrug: Das Land der Väter, deren große Sprache, die Freiheit des Juden im eigenen Land, die zu permanenter Wachheit auf- und herausfordernde politische, geistige, nicht zuletzt geographische Lage und die Auseinandersetzungen, die das Land um seiner Existenz willen auf sich nehmen muss, die Erinnerungswucht und -pein der Shoah, bei Euch Bukowiner Juden<sup>12</sup> die Deportationen nach Sibirien – Prägekräfte, die unübersehbar sind. Ein Medium, in dem

Dichter gedeihen? Dies alles regte Dein Brief gedanklich an, es treibt mich, israelwärts auf Reisen zu gehen – erst recht, seit ich nun weiß, dass es Dich da gibt. Ich danke Dir für das Angebot, im Studio in Jerusalem zu wohnen! Vice versa gilt Gleiches: Solltest Du den Weg hierher haben, stehen Dir das Gästezimmer und unser Haus zur Verfügung. Ich werde mir meinen immer nur ungefähren Zeitplan neu überlegen.

Ich füge diesem Brief eine vor Kurzem erschienene essayistische Rezension eines Buches über Celan<sup>13</sup> bei, geeignet, Dir ein Bild von der Schreibweise des Essayisten Bergel zu machen. Gleichzeitig veranlasste ich, dass Dir ein ebenfalls soeben erschienener Dokumentationsband über unseren Schriftstellerprozess 1959 zugeschickt wird<sup>14</sup>. Das bedeutet keineswegs eine Aufforderung, die 440 Seiten zu lesen. Aber Du kannst Dir u. U. die Stellen im Zusammenhang mit mir ansehen. Die Dokumentation wurde von zwei Literaturhistorikern erarbeitet. Sie konnten dabei – im postrevolutionären Rumänien bisher einmalig – auf Gerichtsakten zurückgreifen, die durch meine Intervention den Weg aus verschlossenen Archiven fanden: 1992 vom Bukarester Justizminister (der Schriftsteller ist und ehemals politisch Verurteilter war) und dem dortigen Autorenverband zu einer Veranstaltung eingeladen, sagte ich für den Fall zu, dass mir wesentliche Akten im Zusammenhang mit dem Prozess von 1959 ausgehändigt werden bzw. deren Kopien. Ich erhielt sie und übergab sie den beiden. Ergebnis: die Dokumentation *Worte als Gefahr und Gefährdung*. Sie gibt nicht nur ein politisches Gerichtsverfahren im Umfeld stalinistischen Terrors wieder, sondern bietet ein Gesellschaftsbild im totalitären Staat.

Da ich (Mit)Herausgeber einer Kulturzeitschrift in München bin<sup>15</sup>, stellt sich die Frage von selbst: Schickst Du mir gelegentlich einige Gedichte zur Veröffentlichung?

O ja, über Albert Camus spreche ich gerne mit Dir – das Spanische seitens der Mutter gibt seinen französischen Texten die besondere Note. Vielleicht fühle ich mich von ihm angezogen, weil ich in mütterlicher Linie ebenfalls eine Spanierin aufweise. Wer weiß schon, was alles in uns zusammenfließt? Dank noch einmal für Deinen Brief! Mit seinem Inhalt führtest Du Zeit und Umstände ad absurdum, die uns 38 Jahre lang voneinander trennten. Mein Vorschlag: Wir setzen das Gespräch nach den drei Dutzend Jahren fort. Wo waren wir gerade stehengeblieben?

Herzlich,



Café Chagall, Jerusalem

5. Juni 1994

Lieber Hans,

denke ja nicht, dass ich mein Leben in Cafés verbringe, auch wenn ich wieder im Café Chagall sitze, Deinen Brief, Deine Gedanken vor mir, und nicht weiß, wo und wie beginnen.

Ost und West ... Was mich angeht: Ich landete wieder im Osten. Ein anderer Osten als vormals. Mir näher. O ja, nahe und offen, ich kann atmen, auch an den heißesten Tagen, an denen man hier gefährlich lebt und die Spannungen frucht- und furchtbar wirken, wo die Sprache uralte und zugleich jung ist, wo jedes Kind auch die uralte Sprache versteht, aus der die neue unmittelbar schöpft; die historischen Zeiten gehen wieder aufeinander zu und das Land ist neu und gleichzeitig bibelnah. Vieles ist herb, die Natur ist es, der Erde kann niemand die Herbheit nehmen, nicht den Bergen, nicht den Felsen, selbst wenn moderne Hausblöcke in die Höhe steigen mit Gärten und Blumen um sich herum. Ein verrücktes Land, das erst werden will und das Neue im Alten verkraften muss. Ein verrücktes Volk, das jederzeit und überall den Geist hochhielt und sich hier in den eigenen Schwanz beißt, wo alle hart aufeinanderprallen und sich füreinander opfern, sobald es sein muss, wo die Trauer um jeden einzelnen gefallenen Soldaten volksweltweit und tief ist und wo in den Autobussen zu jeder vollen Stunde die Nachrichten eingeschaltet werden. Usw., usf. –

Ich ließ mich gehen. Auch Du hast Dich, natürlich, gewandelt in den vielen Jahren und fühlst Dich in Deutschland nicht ganz am Platz, wie viele andere, die aus jener dem Westen fremden Welt kamen, in der sie andere Grundsätze entwickelten. War es nur der Terror – oder war es das grundsätzlich andere Lebensgefühl? Ich erinnere mich an Dieter Schlesak<sup>16</sup>, den ich 1968, als ich Bukarest besuchte, nach Israel einlud. Wenige Jahre später konnte er kommen. Vom Kommunismus enttäuscht – und dennoch ein betont Linker (?): Er war einer der Verwirrten.

Du lebst engagiert, kämpferisch – das zeigt Deine Biographie<sup>17</sup>. Du bliebst in vielen Kämpfen erfolgreich und hast die Genugtuung, etwas geleistet zu haben. Das kann Dir keiner nehmen. Zugleich bist Du voller Zweifel an der demokratischen Konsumgesellschaft des Westens. Eine geistige Rückkehr in vielem zu den menschlichen – nicht politischen! – Werten des Ostens? Wer

will in einem Klima der Oberflächlichkeit davon etwas wissen? Ist die Idee des Weltbürgertums eine Lösung? Ich halte sie für eine Flucht, eine vornehme Vokabel. Flüchten wir nicht immer, wenn wir uns vor den Unzulänglichkeiten ringsum auf uns selbst zurückziehen? Was immer man davon hält: es ist die letzte, meiner Ansicht nach aber auch die Flucht ins Wesentliche.

Du nennst dies Jahrhundert „das Jahrhundert der Raubtiere“. Nadeschda Mandelstam – mit einem m, was Celan seltsamerweise nicht bemerkte – nennt es das „Jahrhundert der Wölfe“. Es läuft aufs Gleiche hinaus. Und nicht nur das, was geschah, sondern auch das, was immer noch geschieht: Faschismus, Kommunismus wurden zu Fall gebracht, und wieder erhebt die eine wie die andere Hydra das Haupt. Kennst Du das Wort „Kommunazismus“? Hass wie früher, Mordbereitschaft wie früher. Diesmal „legitimiert“ durch die Freiheit in der Demokratie. Ich hege mehr denn je Zweifel an den Menschheitsidealen, an der Glaubwürdigkeit überhaupt von Idealen, und trage mehr Zweifel als Glauben in mir. Und dennoch werden wir nach wie vor für das Gute und Schöne, das Wahre und Rechte auf die Barrikaden gehen müssen, da ansonsten die Welt den Raubtieren unter uns ausgeliefert ist. Ich merke, dass ich mit zunehmendem Alter abgeklärt werde und mich damit immer mehr von der greifbaren Welt und ihren Kämpfen entferne. Wie kommt man den Schatten des Alters bei? Weißt Du es? Deine Vitalität schreibt Dir da andere Wege vor.

„Komponenten der Unausweichlichkeit“, heißt es in Deinem Celan-Aufsatz, für den ich Dir danke. Damit triffst Du Wesentliches bei Celan, dessen Werk erhebliche Anforderungen stellt. Ich kenne kaum noch einen Dichter unserer Jahrgänge, der so klar, so untergründig, so vielschichtig war und über den man eigentlich wenig weiß. Er sprach selten über sich selbst und seine Dichtung. Nur in der Bremer und in der Meridian-Rede<sup>18</sup> tat er es, zurückhaltend. Ich kannte ihn früher nicht, war aber mit ihm zusammen und hielt vor einiger Zeit auf einer Tagung einen Vortrag über ihn. Dürrenmatts Aufzeichnung<sup>19</sup>, von der Du in dem Aufsatz schreibst, ist ergreifend, mit menschlicher Verständniswilligkeit geschrieben und richtig. Ähnliches hörte ich von mehreren Leuten, die mit Celan nahen Kontakt hatten: Er fühlte sich verfolgt, übergangen, nicht genügend geschätzt. War er nicht ebenso ein von der Ost-West-Transplantation Gezeichneter? Nach Paul Celan achte ich in der Bukowiner Dichtung deutscher Sprache am meisten Alfred Gong<sup>20</sup>. Er war so alt wie Celan, hieß eigentlich Liquornik und kam wie Celan aus Czernowitz. Nachhaltiger und anschaulicher spiegeln sich in Gongs Lyrik die Landschaft Bukowina und die Epoche wieder – vor, während, nach der Shoah. Häufiger

auch als bei Celan. Aus Gongs bilderreicher und kommunikativer Dichtung übersetzte ich ziemlich viel ins Hebräische – ohne zu veröffentlichen, die Arbeit bereitete mir Vergnügen. Kennst Du das: Einem Dichter kommt man erst richtig nahe, wenn man ihn übersetzt. Die Einzel- und Feinheiten, die der Leser übersieht, dürfen dem Übersetzer nicht entgehen, und sie sind es, die ins Herz der Dichtung führen. Gongs Leben hat streckenweise abenteuerliche Züge: Mit Hilfe eines deutschen Offziers glückte ihm die Flucht aus der Deportation, und in Bukarest überlebte er danach mit dem Personalausweis eines rumänischen Dichters – ich glaube, der hieß Stelaru. 1946 tauchte er in Westeuropa auf und ging nach einigen Jahren in die USA. Dort kam er sich dann – ähnlich Celan – verkannt und missverstanden vor, seine Produktivität versiegte, aber nicht ganz.

Vor einigen Monaten lernte ich Celans letzte Vertraute kennen; sie hat zentrale Bedeutung in seinem Jerusalemer Zyklus (der zweite Teil von *Zeitgehört*, 1976). Ich freundete mich mit ihr an und empfinde sie als bereichernde literarische Bekanntschaft. Sie schreibt Lyrik mit eindeutigen Anklängen an Celan, jedoch mitteilbarer: Ilana Shmueli<sup>21</sup>. Sie besitzt aufschlussreiche Notizen von Begegnungen, Gesprächen und Disputen mit Celan. Sie las mir vieles daraus vor, ich gebe zu, dass ich dem Gehörten mit wachsender Spannung folgte. Ich hatte zum ersten Mal Gelegenheit, aus authentischem Mund Äußerungen Celans über sich selbst, über seine Art zu dichten, seine Absichten dabei und seine Zweifel zu hören. Der Suhrkamp-Verlag, sagte mir Ilana, wird im *Jüdischen Almanach* zunächst Teile ihrer Notizen, später die gesamten veröffentlichen. Ein Gewinn für die Celan-Forschung und -Interpretation.

Du „drohst“ mir mit dem 440-Seiten-Dokumentationsband über den „Deutschen Schriftstellerprozess 1959“ in Rumänien und empfiehlst mir, ihn nur auszugsweise zu lesen? Du darfst sicher sein, dass ich ihn nicht nur ganz lesen, sondern auch weiterreichen werde – das scheint ein Stück oder ein Brocken Zeitgeschichte zu sein. Es geht auch mich etwas an, da es ja auch meine Zeit hinter dem Eisernen Vorhang betrifft. Wir haben uns gegenseitig über eine Menge zu informieren, denn da gibt es ein Zeitloch zwischen uns.

Irgendwann in absehbarer Zukunft schicke ich Dir eine Kopie des Celan-Vortrags<sup>22</sup>, den ich 1986 bei einem internationalen Symposium in Haifa an der dortigen Uni hielt.

Herzlichen Gruß,

Manfred

PS: Soeben komme ich vom Postamt, wo ich eine Büchersendung von Professor Theo Buck<sup>23</sup>, Aachen, vorfand: zwei Veröffentlichungen des Aachener Rimbaud-Verlags – *Bildersprache*, Celan-Motive bei zwei Malern; *Muttersprache – Mördersprache*, Celan-Studien I. Mit Buck und dessen Frau freundeten wir uns in der Zeit an, als er hier eine Gastprofessur innehatte und wir mehrere gemeinsame Wanderungen in der Umgebung Jerusalems machten. Früher wanderte ich viel allein, nach und nach schränkte ich es ein. – Hast Du, apropos, Edith Silbermann Deinen Celan-Aufsatz geschickt? Tu es. Du bereitest ihr damit eine Freude. Herzlich,

Manfred



Im Heft Nr. 93/1994 der in Tel Aviv erscheinenden literarisch-politischen Zeitschrift in rumänischer Sprache *Minimum* blickt der Bukarester Literaturkritiker Ovid S. Crohmălniceanu unter dem Titel *Verdeckte Erinnerungen. Paul Celan zwischen Mohn und Gedächtnis* (S. 30–32) auf seine Freundschaft mit dem Dichter der *Todesfuge* zurück (rumänische Fassung Petre Solomons in der Folge vom 02.05.1947 des Bukarester Periodikums *Contemporanul*). Crohmălniceanu notiert neben einer Reihe aufschlussreicher Einzelheiten u. a.: „Ein Kritiker schrieb, dass Celan durch seine Lyrik einen Racheakt vollzog, indem

er die Sprache jener, die seinen Vater und seine Mutter ermordeten, bis zur Sinnlosigkeit ins Obskure trieb. Dennoch wählte Paul, der makellos Rumänisch und Französisch sprach, das Deutsche als Ausdrucksideom seiner intimsten Gedanken und Gefühle.“

Jerusalem  
3. Juli 1994

Lieber Hans,

herzlichen Dank für Brief und beigelegten Interview-Text – beide für mich aufschlussreich! Es tat gut, Deine Gedanken kennenzulernen – und die Bewertung meiner Gedichte. Ich komme da nicht aus den Zweifeln heraus, eigene Bewertung ist den Stimmungen zu verschiedenen Zeiten unterworfen. Du kennst das? Immer wieder spielt auch der Zeitgeist eine Rolle und dessen Kapriзен, d.h. ich fühle mich nicht selten „out“, wenn ich lese, was „in“ ist – und für Quatsch halte. Muss Dichtung nicht vor allem wahr sein und ist damit zwangsläufig immer zeitgemäß? Ich weiß nicht, ob ich diesem Anspruch gerecht werde. Keiner soll versuchen, anders zu sein als er ist, versucht er es, wird er a priori unglaubwürdig. Das, was einer ist, soll er vom Unwesentlichen reinigen, um ganz zu sein, was er ist. Ich weiß es, daher schreibe ich so, wie ich schreibe. Gott sei Dank gibt es Leser, die sich nichts vormachen lassen, an deren Urteil ist mir gelegen, sie helfen mir, die ständigen Zweifel zu überwinden und an mich zu glauben.

Parallel mit der Ankunft Deines Briefes kam die Nachricht von Elazars<sup>24</sup> Rückkehr. Gestern war ich bei ihm, er lebt in Tel Aviv, hat aber eine Arbeitswohnung in Jerusalem, in der er vier bis fünf Tage die Woche zubringt. Ich gab ihm Deinen Brief mit den Passagen über das Schicksal der Bewohner von Babadag an der Schwarzmeerküste<sup>25</sup>. Er las ihn sich laut vor. Bei den Babadag-Stellen standen ihm die Tränen in den Augen. Ich überließ ihm eine Kopie Deines Interviews. Elazar ist fünfzehn Jahre jünger als ich, zwölf jünger als Du. Mit Sicherheit eine solitäre Erscheinung in der deutschen Literatur. Ein Kenner des Hebräischen wie wenige, gibt er mir dennoch das Gefühl, dass ihm das Deutsche auf den Leib geschnitten sei. Absolvent eines Rabbinerseminars, übte er den Beruf des Rabbiners nicht aus – Elternhaus in Wien, ich schrieb es Dir. Er kam als Dichter spät zur deutschen Sprache, hatte sechs hebräische Lyrikbände veröffentlicht und sich hier einen Namen gemacht. Sowohl sein Hebräisch als auch sein Deutsch entstammen gediegensten, kultivierten Traditionen, die man heute in beiden Fällen zu vergessen beginnt. Was er schreibt, gibt er mir im Manuskript zu lesen oder liest es mir vor. Ich sagte ihm einige Male: „In manchen Deiner Schriften ist zu viel Himmel und zu wenig Erde.“ Im Oktober d. J. hat er eine Lesung in einer Münchner Buchhandlung. Ich werde

Dich die Daten wissen lassen. Schön, wenn Ihr Euch kennenlernen würdet! Er ist ungefähr das Gegenteil von mir – manchmal theatralisch in Kleidung und Geste, manchmal pathetisch im Auftreten. Doch echt, unverfälscht als Mensch und Autor, mir seit vielen Jahren ein verlässlicher Freund. Seine kleinen Schwächen – wer von uns hat keine?

Du schreibst vom Schwänzen beim Germanistenkongress am Schwarzen Meer<sup>26</sup>. Siehst Du, so etwas hätte ich nicht zustande gebracht – aus idiotischem Pflichtbewusstsein, das sich mir durch Erziehung einpflanzte. Und wie wurde Dein Tanz aus der Reihe mit der Babadag-Geschichte belohnt! Du musst sie auf jeden Fall literarisch gestaltet festhalten, der Gegenstand schreit danach: im Kerker das Gedicht *Die Rückkehr des Odysseus* und 34 Jahre später die Wiederbegegnung mit dem Gedicht und dem Mann, der es Dich lehrte. Bitte schreib das! Wenn ich überlege: Ich hatte vor vielen Jahren einen ähnlichen Freund, er war Schlosser, hatte ein breites Bauern-, ich würde fast sagen ein Boxergesicht – ein Literaturverliebter, erstaunlich nicht nur, was er alles gelesen hatte, sondern auch sein Bedürfnis und seine Fähigkeit, darüber mit eigenen Gedanken zu sprechen. Ähnlich wie Dein Freund: Er sagte mir Verse unbekannter Dichter auf. Wie stark die Poesie im Bewusstsein jener südöstlichen Völker wurzelt! Außer der Literatur hatten wir noch etwas gemeinsam: Wir glaubten noch an die Idee des Kommunismus. (...) Wir sprachen viel darüber. Auch über das Verhältnis des Kommunismus zum Humanen. Ich sagte ihm einmal: „Ich kann kein Volk hassen, auch nicht die Deutschen während und nach der Shoah.“ Ich kann heute die Araber nicht hassen. Was ich heute aus tiefster Seele hasse, ist der Faschismus und der Kommunismus. Wie mein Schlosserfreund diese Dinge wohl heute sieht? „Ich akzeptiere auch nicht“, sagte ich ihm, „die Wortprägung ‚Mördersprache‘. Mörder haben keine Sprache.“ Das ist es ja! Sprache ist Ausdruck des Geistes. Wo sie es nicht ist, da ist sie vulgäre Vokabel. Mehr nicht. Das beziehe ich auf jede Sprache, auch auf die der Kommunisten, die nicht geringere Mörder waren als die Nazis – sofern ich mich als Jude ausklammere.

Ich las das Interview, das Dr. Sienerth mit Dir machte<sup>27</sup>, eine wichtige Ergänzung Deines Porträts. Du bist mit der Beantwortung der Fragen mir im Wesentlichen sehr nahegekommen: Ich empfand Deine Äußerungen als Echo meiner eigenen Stimme, wenn auch in anderem Rahmen. Im Gegensatz zu mir bist Du aktiv, kämpferisch. Ich bin oft bis zum Fatalismus passiv, lasse die Dinge auf mich zukommen, halb gläubig, halb ungläubig, in mich versunken – mit dem Alter immer tiefer in mich selbst versinkend, erlebe ich den Augen-



blick sehr stark. Auch wenn er Bilder der Vergangenheit beschwört, oft längst vergessene Bilder, die meine mit Vergangenheit wie mit Gewichten beladene Gegenwart sind. Und ich bin ein Verliebter in die Schönheit, die ich fast überall entdecke; oft von den meisten Menschen übersehen, sind es die Kleinigkeiten, die mich glücklich machen. Aus ihnen erwachsen für mich assoziativ die seltsamsten Verbindungen, zwanglos, organisch, Höchstes und Niedrigstes klingt ineinander, sie ergänzen sich mühelos zu Paradoxa, die ich nicht als solche begreife, sie aber als Gedicht niederschreibe.

Ob ich mich von Dr. Sienerth interviewen lassen möchte, fragst Du. Natürlich, ich habe sogar Interesse daran. Ich lege hier zur Information gleich einige Gedichte bei, die in Deutschland entstanden<sup>28</sup>. Gib ihm zusätzlich einige der bei Dir liegenden. Ihre Kenntnis erweitert die Übersicht der Thematik und Orientierung meiner Lyrik. Die bio- und bibliographischen Daten sind ja nur Äußerlichkeiten meiner Existenz.

Jetzt schon Dank für die Bücher, die Du mir schicken willst. Apropos Bücher: Edith Silbermann und Alfred Kittner<sup>29</sup> waren mit Theo Buck befreundet, der Edith Silbermanns Buch dem Rimbaud-Verlag vermittelte. Das Material für die geplante Bukowiner Anthologie sammelte Kittner während vieler Jahre. Er war ein exzellenter Kenner von Sprache und Literatur und ein universaler Kopf. Zu seiner Lyrik, ich schrieb es Dir, fand ich keinen Zugang, obwohl sie Niederschlag tiefgreifender Erlebnisse ist – ein starkes Erlebnis ist noch keine Bürgschaft für das Gelingen eines Gedichtes. Im Juni 1991 waren wir vier Tage lang im Rahmen des Symposions über jüdische Autoren in der deutschen Literatur nach 1945 in Osnabrück im selben Hotel untergebracht und bei endlosen Gesprächen zusammen. Er war zwar 85 Jahre alt, wirkte aber so jung und lebendig, dass ich ihm 120 Lebensjahre voraussagte – im Oktober desselben Jahres war er tot ... Er erzählte von seinen Studien in Breslau, die er 1933 abbrechen musste, über die Deportationszeit in Transnistrien und die Jahrzehnte nachher in Bukarest, wo er als Leiter der Bibliothek des Instituts für Auslandsbeziehungen rausgeschmissen wurde, weil er einen nichtmarxistischen Vortrag über Gustav Mahler gehalten hatte (!). Nach 1980 lebte er gemeinsam mit der einst sehr schönen Edith Silbermann in Düsseldorf. (...)

Wirst Du in diesem Jahr zu uns kommen? Du wirst erwartet!

Mit den herzlichsten Grüßen,

Manfred

Jerusalem  
21. August 1994

Lieber Hans,

heute erst antworte ich auf Deinen Brief vom 23. Juli 94; beigelegt die Zeichnung für den Einband. Inzwischen las ich *Worte als Gefahr und Gefährdung. Schriftsteller vor Gericht. Kronstadt 1959*. Ich werde darauf eingehen.

Zunächst: Entschuldige meine Reaktion auf die Entwürfe von Friedrich von Bömches zur Einbandgestaltung für *Der Tanz in Ketten*. Du schicktest mir die Skizzen, um meine Meinung zu hören? Ich reagiere – wie auch Du – allergisch auf alles, was mich an jene „gesegneten“ sozial- und nationalsozialistischen Zeiten erinnert. Sicher sind die Zeichnungen künstlerisch gut gemacht – Bewegung und Elan bestechen, doch erscheint mir ihr gewisser pathetischer Realismus als sozial-nazistisch-simplistische Reminiszenz überholt – erinnert mich irgendwie an Heroisches Gott sei Dank untergegangener Zeiten. Könnte eine Vertiefung und Veranschaulichung des Romanthemas nicht mit figurativen Elementen erreicht werden? Ohne völlige Abstraktion! Die Tanzbewegung in Ketten, die Idee der Freiheit, die nicht in Ketten zu legen ist, lässt sich bestimmt auf diese Weise ausdrücken. Ich weiß, dass es leicht gesagt ist und sich schwer umsetzen lässt. Schlag dem Künstler, dessen Können mich überzeugt, diesen Gedanken vor. Aber: Besser die Lösung, die Du mir schicktest, als eine künstlerisch weniger gute anderer Art! Und schließlich ist der Inhalt des Buches ausschlaggebend, nicht das Umschlagbild. Unter Umständen sehe ich die Sache zu subjektiv – da ich selber mit anderen Vorstellungen auf dem Gebiet der plastischen Künste sündige. – Ich möchte von Dir mehr über den Künstler Friedrich von Bömches hören! Die Zeichnung verrät trotz meiner Vorbehalte eine Neigung zur Ekstase, zur Übersensibilität. Wie reagierte ein solcher Mensch auf das 20. Jahrhundert? Was machte dies aus ihm?

Mach Dir keine Vorwürfe wegen meiner Nichterwähnung im Kreis der Bukowinadichtung! Daran trage letzten Endes ich die Schuld, das heißt meine Passivität – jeder ist seines Geschickes Schmied auf die eine oder andere Weise und also der Sklave seiner Schicksalsanlage, der er nicht entkommt. Gelegentlich lässt man sich gehen, manchmal wird man auch geschleudert. Ich freue mich auf ein Gespräch mit Dir darüber. Und was Dein Kommen angeht, mit dem ich rechne, kann es am besten in der zweiten Oktober- oder ersten Novemberhälfte angesetzt werden. Später gibt es hier Regen. Der ist nicht so

schlimm wie in Europa mit lange anhaltenden Perioden, aber unangenehm. Die erste Oktoberhälfte könnte noch zu heiß werden. –

Der Wälzer *Worte als Gefahr und Gefährdung* hat mich gepackt, die Spannung hielt bis zum Ende. Wenn das alles nicht tragisch gewesen wäre, würde ich es lächerlich nennen. Kafkaesk absurd: „apolitische Einstellung“, „unideologische Gespräche über Literatur“; dazu die tendenziöse Interpretation Eurer Schriften! Derlei als Beschuldigungen mit schweren Kerkerstrafen und Zwangsarbeit als Folge – das alles hatte doch keine Basis nach normalrechtlichen Begriffen. Es lief anders als bei den berüchtigten Monster- und Schauprozessen moskowitzischer Machart, wo die nach langandauernden Folterungen zerbrochenen Angeklagten sich selbst schwerer Verbrechen wie Spionage, Landesverrat, Sabotage beschuldigten. Nein, davon ist in diesem Buch nicht die Rede. Dafür aber von raffinierter Rechtsauslegung mit gefährlich vagen Phrasen, Konspirationsverdächtigungen ohne reale Grundlagen, dazu werden Standeszugehörigkeit als Anklagegrund herbeigeht und „Sünden“ der Väter, sogar „Antisemitismus“ – eine bekannte Methode (bei den Juden ist es der „Zionismus“). Der Hauptzeuge der Anklage, jener Schlattner, spielte eine im Grunde erbärmliche Rolle, außer Gesprächsrepliken, von denen er berichtete, konnte er kein greifbares Belastungsmaterial vorweisen, er zitierte aus angeblichen Briefen ... Alles gespenstisch, fast unfassbar!

Das Buch ist eine einzige Anklage gegen das kommunistische Regime, seine Vorgehensweisen. Die Frage, die sich nach der Lektüre stellt: Wofür eigentlich erhielt Ihr fünf Schriftsteller die langen Kerkerstrafen? Sollte ein Exempel statuiert werden? Wahrscheinlich: Abschreckung. Das hätte man mit den Methoden der Sowjets ebenso erreicht (gut, dass es mit Euch nicht geschah!): Die Sowjets machten es einfacher – ungenehme Schriftsteller verschwanden plötzlich. Isaak Babel<sup>30</sup>, der zuerst überzeugter Kommunist, sogar politischer Kommissar in der Armee Budjonny's war, wurde 1940 verhaftet und nie wieder gesehen, Ossip Mandelstam<sup>31</sup> „verschwand“ 1938. Der aus Berlin in die Sowjetunion zurückgekehrte David Bergelson<sup>32</sup>, einer der meistgelesenen jiddischen Erzähler, wurde 1952 vom NKWD umgebracht. Genauso wie der aus Paris in die UdSSR rückemigrierte Perez Markisch, seine kommunistische Haltung half ihm nichts, usw. Die bekanntesten jiddischen Autoren, ganze Gruppen, unter ihnen nicht wenige gläubige Kommunisten, wurden während der stalinistischen „Säuberungen“ ohne jede Erklärung einfach an die Wand gestellt.

Dass sie Mängel des kommunistischen Systems aufdeckten, auf jede nur mögliche Weise, mit getarntem Ausdruck, weil es anders nicht ging – na und? Sogar eigentlich im Sinne kommunistischer Auffassung, könnte man sagen, wie Du mit dem Roman *Fürst und Lautenschläger*, wo ja der Lautenschläger gut in die Lehre des Klassenkampfes hineinpasst: der Mann aus dem Volk gegen den autoritären feudalen Herrscher – vielleicht überhaupt die einzige Möglichkeit, das Regime mit den eigenen Waffen anzugreifen? Nun, die Mächtigen verstanden Deinen Angriff genau, abgesehen vom Verrat, der Dich ihnen auslieferte<sup>33</sup>. Es gab zwei Möglichkeiten für sie: Brutal à la Stalin vorzugehen, dafür war aber der Zeitpunkt schon zu spät, und mit dem erstarrten Deutschland wollte Bukarest es sich nicht verderben. Oder ein juristisches Kuddelmuddel zu inszenieren, wie gehabt, um einen wie Dich aus der Öffentlichkeit zu entfernen.

Genug davon!

(...)

Weil wir darüber telefonierten – über Celan, Margul-Sperber<sup>34</sup>, Kittner schrieb ich im hebräischen Sprachraum, besonders über die ersten beiden. Sooft ich aus Temeswar nach Bukarest kam, besuchte ich Sperber. Trotz seiner hingeschmierten Partei-Gedichte war er der wichtigste Bukowiner Lyriker seiner Generation. Ein Jammer die vielen schlechten Verse in der kommunistischen Ära! Dass Friedrich Schiller ein so „langer Kerl“ war, erfuhr ich erst durch Deinen Grazer Vortrag über die *Bukarester Tage mit Margul-Sperber*. Rietschels Doppelstandbild in Weimar zeigt ihn Goethe zuliebe kleiner als er war. Der Vortrag gefällt mir sehr. Sperber erzählte mir über einen die Epochenstimmung ähnlich einfängenden Aufsatz, *Czernowitzer Literaturatmosphäre*, in einer der fast tausend Nummern der Zeitschrift *Die Fackel*, den er mir auch zu lesen gab. Er ergänzte die *Fackel*-Ausführungen um interessante Details, an die ich mich aber nicht mehr erinnere. Beim Lesen Deines Grazer Vortrags fielen mir Sperbers Erwähnung und die Lektüre jenes *Fackel*-Artikels wieder ein. Ich würde ihn heute gerne mit Deinem Vortrag vergleichen. Wie weit liegen jene inspirierten Karl-Kraus-Jahre zurück und wie lebendig waren sie sogar noch im Gedächtnis unserer Generation, die wir sie nicht mehr erlebten, aber wir wussten das alles noch. Und wie das bis in die Bukowina und bis nach Siebenbürgen hinein gewirkt hat! „Welt von Gestern“ – ist das nicht eine Prägung des armen Stefan Zweig?

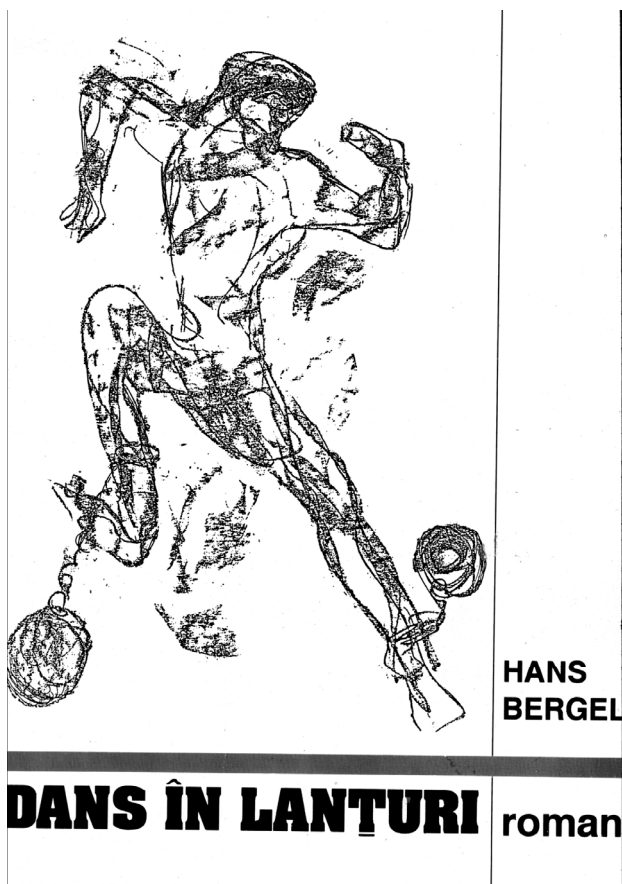
Hast Du Kontakt mit Dieter Schlesak? Im Buch *Geschäfte mit Odysseus* schreibt er über seinen Aufenthalt in Israel. Er war mein Gast, damals der

Neuen Linken zugehörig, erinnere ich mich. Sein Buch enthält Aspekte, die nicht stimmen, die aber bei Euch scheinbar gerne so gelesen werden.

Mit den besten Grüßen,

Manfred

PS: Grüß bitte Deine Frau! Telefonisch lernten wir uns kennen.



Hans Bergel: *Der Tanz in Ketten*, rum. *Dans in lanțuri*, Bukarest 1994 (Übersetzung ins Rumänische: George Guțu). Umschlagzeichnung: Friedrich von Bömches (1916–2010).

„*Der Tanz in Ketten* ist der komplexeste, der subtilste, der kenntnisreichste Roman über den kommunistischen Terror im Rumänien der 1950er Jahre.“ (Ana Blandiana).

Café Luitpold, München  
29. August 1994

Lieber Manfred,

da ich mit dem Versuch, Dich telefonisch zu erreichen, kein Glück habe, diese Zeilen. Zunächst Danke für Deinen Brief vom 21. d. M., ebenso danke ich für das Interesse an der Qualität der Zeichnungen für den Umschlag der rumänischen Ausgabe meines Romans. In diesem Punkt fiel die Entscheidung durch den Verleger<sup>35</sup>. Bedenken wegen des tanzenden Athleten hielt er sehr kategorisch entgegen: das „östliche Lesepublikum“ sei noch nicht so weit, in meinen „differenzierten Vorstellungen“ zu denken – „die wollen das so“, sagte er, „deshalb habe ich die Zeichnung von Bömches ausgewählt“<sup>36</sup>.

Das ist nicht nur psychologisch aufschlussreich, sondern hat seine Begründung im historischen Selbstverständnis, das – wie heute beim Großteil der Völker in den ehemals kommunistischen Staaten – eine nationalistische Renaissance mitmacht. Ich erschrak in den zahlreichen Gesprächen mit z. T. hochgebildeten rumänischen, ungarischen, szeklerischen Freunden und deutete an, dass ich das Wiederaufleben des Nationalismus für die falsche Conclusio aus der kommunistischen Erfahrung halte. Aber es wurde mir teils mit kalter Ablehnung begegnet, teils mit heftigem Widerspruch. Es handelt sich hier ohne Zweifel um Reaktionen auf die kommunistische Niederknüpfung legitimer nationaler Gefühle; diese entspringen ja nicht zuletzt dem Bedürfnis, die historisch gewachsenen Wurzeln zu bewahren. Ideologien sind dafür kein Ersatz. Das verkennt man im Westen weitgehend.

Dass die Übersetzung des Romans, wie ich nach der Lektüre meine, vorzüglich ist, muss mir die Hauptsache sein. Wie das lesefreudige, literarisch stark lateinisch geprägte Publikum auf das Buch reagieren wird, bleibt abzuwarten. Ich habe bei keinem meiner Bücher die Publikumsreaktion voraussehen können. Ich habe sie auch niemals bedacht. Ich denke beim Schreiben an die Qualität des Textes: Inhalt, Stil, Schlüssigkeit des Vortrags, Sprachmelos.

Ein bemerkenswertes Erlebnis bei der Lektüre der rumänischen Fassung: Ich las meinen Roman in jener Sprache wieder, in deren geographischem wie spirituellem Raum ein Großteil seiner Handlung spielt, aus dem ein Großteil seiner Gestalten stammt, und begegnete Situationen, Lebensstimmungen und Mentalitäten, die sich erst im Übersetzungstext ganz erschließen. Mein Übersetzer – Chef des Germanistiklehrstuhls an der Bukarester Uni, Dr. George